



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

a.: Gegen den Strom.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gesellschaft giebt; denn diese Gesellschaft kann nicht immer von vorn anfangen, sie ist natürlicher- und notgedrungenenerweise gezwungen, mit dem geschichtlich Gewordenen zu rechnen; sie kann nicht jeden Einzelnen auf Herz und Nieren prüfen und muß zum Hilfsmittel greifen, ihn nach Herkunft und Stand und äußern Verdiensten zu beurteilen. Aber deshalb darf unser Vertrauen auf den Wert, die Wahrheit und die Macht der Sittlichkeit nicht erschüttert werden. Es ist verdienstlich, auf die Leiden der Menschheit hinzuweisen und zu deren Heilung anzustacheln, allein es ist nicht der Beruf der Kunst, dies auf Kosten der Wahrheit zu thun.

Wien.

Moriz Necker.



Gegen den Strom.



Unter diesem Titel giebt seit etwa drei Jahren eine „litterarisch-künstlerische Gesellschaft“ in Wien eine Reihe von Flugschriften heraus, die alle die kleinen Laster und Schwächen, welche in der Gegenwart im allgemeinen und insbesondere in Oesterreich und in Wien hervortreten, aufzudecken und zu geißeln die Absicht haben. Gleich hier sei bemerkt, daß die Mitarbeiter, welche sich einige Zeit nach dem Erscheinen ihrer Beiträge nennen, keineswegs das bilden, was man eine Clique zu nennen pflegt. Mit Ausnahme der berechtigten Absicht, die wohl jedem buchhändlerischen Unternehmen innewohnt, auf seine Kosten zu kommen, verbindet dieses hier kein eigennütziges Interesse. Es sind auch Journalisten dabei, aber sie gehören dem ehrenwertesten Teile der Wiener Journalistik an.

Bis jetzt sind sechzehn Hefte erschienen. Die Mehrzahl beschäftigt sich nicht mit den breiteren Schichten des Volkes, sondern mit den obersten Hunderttausend der Gesellschaft im eigentlichen Sinne. Da wird ihre Bildung einer scharfen Prüfung unterzogen (Die gebildete Welt, von Wengraf), ihre Lektüre und ihr Kunstgeschmack kritisiert (Unsre Kunstpflege von Julius Deininger, Der Roman, bei dem man sich langweilt, und Nach der Schablone von Gustav Schwarzkopf, Moderne Kunstliebhaberei von Albert Flg), das Vorrecht, daß sich die Frauen innerhalb derselben anmaßen, zurückgewiesen (von Gustav Schwarzkopf), der „Größenwahn“ der Männer gegeißelt (von Wengraf) und unter dem Schlagworte „Das Zeitalter der Deutlichkeit“ werden die naturalistischen Bestrebungen der Gegenwart, insoweit sie im gesellschaftlichen Leben hervortreten, geschildert und verurteilt.

Alles das ist leider nicht immer sehr originell, und auch die Form weist, wenn wir von dem Dialog Schwarzkopfs „Nach der Schablone“ absehen, nicht jene gedrängte und schlagende Dialektik auf, welche die Flugschrift, wenn sie wirken soll, verlangt. Es liegt Stoff für einige gute Feuilletons in diesen Aphorismen, das geben wir zu, aber die Gestalt, in der sie hier auftreten, ist doch zu anspruchsvoll und man wird schließlich alle diese Hefte, obwohl sie viel Wahres enthalten, mit einiger Enttäuschung aus der Hand legen. Mitunter verfallen auch die Verfasser in den Ton eines grämlichen Räsonnirens.

Bedeutender sind die zwei Hefte, welche sich ausschließlich mit österreichischen Zuständen beschäftigen: „Nur nicht österreichisch“ von Ilg und — besonders — „Das gemütliche Wien“ von Karlweiß. Diese letztere Schrift, welche das bezeichnende Motto trägt: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten,“ soll uns hier zunächst beschäftigen, sie enthält unsrer Meinung nach das Beste, was über Wien und die Wiener seit langem gesagt worden ist.

Karlweiß giebt zunächst eine Art von Geschichte der vielberufenen Wiener „Gemütlichkeit.“ Schon im sechzehnten Jahrhundert wird sie gerühmt und — gescholten. Wie sie zu erklären ist, darauf geht der Verfasser freilich nicht ein, er glaubt nur aus den alten Zeugnissen, die über Wienerisches Wesen erhalten sind, schließen zu dürfen, daß sie ursprünglich „nur eine leichte, gefällige Art des Verkehrs, eine durch die geographische Lage, die kulturelle (schönes Wort!) und einst auch politische Bedeutung der Stadt bedingte (soll wohl heißen: verursachte, bewirkte) liebenswürdige Freiheit der Umgangsformen, verbunden mit südlicher Lebhaftigkeit und dem nicht minder südlichen Hange zu einer fröhlichen Auffassung des Lebens“ gewesen sei. Die Frage ist nun, ob die Gemütlichkeit unverändert dieselbe geblieben ist. Hierauf kann die Antwort nicht unbedingt bejahend lauten, ja man kann heute einerseits von einer Entartung, andererseits aber auch von einer Veredlung derselben sprechen. Von einer Veredlung insofern, als Wien doch nicht mehr ein „Capua der Geister“ ist, wie es noch Grillparzer in einer seiner unmutvollen Stunden nannte. Die Ungunst der Zeiten hat die Sinnesart der Bevölkerung in allen Schichten vertieft und ein blindes Indentaghineinleben ist heute nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme. Aber freilich: was der Wiener Charakter in dieser Beziehung gewonnen hat, hat er in anderer wieder verloren. Zunächst macht der Verfasser — und wir können nicht sagen mit Unrecht — dem modernen Wienertum den Vorwurf einer „schier instinktiven Scheu vor jeder energischen Initiative, auch dort, wo sie zu seiner Selbsterhaltung erforderlich wäre,“ eine allzu große Duldsamkeit, die „ein Auflodern gerechten männlichen Zornes, ein Aufbäumen des beleidigten Nationalbewußtseins statt in rascher That nur im behenden Witzwort kennt.“ Dazu kommt sehr häufig eine gewisse mürrische Resignation — das sogenannte „Raunzen“ —, die nicht einer von Haus aus trüben Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse, sondern nur der Ab-

neigung entspringt, in einer Lage, wo alles auf kräftige Entschlüsse ankommt, einen solchen Entschluß zu fassen. Aus Resignation entwickelte sich allmählich eine Gleichgültigkeit in sehr wichtigen Fragen des politischen und sozialen Lebens, die durchaus nicht mit jener alten Sorglosigkeit der Phäakenstadt auf einer Stufe steht. Die Gleichgültigkeit aber, wenn sie auf dem Gebiete des Berufes, im Amte und Geschäfte zu Tage tritt, wird zum Mangel an Pflichtgefühl, Wienerisch ausgedrückt: zur Schlampererei. Der Verfasser unsrer Flugschrift erinnert daran, wie furchtbar drastisch diese Spielart der Wiener Gemütlichkeit in dem Ringtheaterprozesse hervorgetreten ist. Empfang da nicht alle Welt den Eindruck, fragt er, als seien die Angeklagten nur aus einer schier zahllosen Menge von Schuldigen herausgegriffen worden? Oder erschien der Vor-gesetzte des angeklagten Feuerwehringenieurs minder schuldig, weil er nur als Zeuge vernommen wurde? Er, der die Nachricht vom Ausbruche des Brandes in einem Vergnügungslocale nächst Wien erhielt und hübsch gemüthlich die Pferdebahn benutzte, um zur Stadt zu fahren, dort seine Wohnung aufsuchte, sich umkleidete und dann erst auf der Unglücksstätte erschien? Er, der die Signale des unter seiner Leitung stehenden Feuerwehrcorps „so ziemlich,“ das soll wohl heißen gar nicht oder doch nur höchst ungenügend kannte, wie er selbst mit verblüffender Gemütlichkeit eingestand. Alle von den Arbeitern an, die im Wirtshaus saßen, anstatt auf ihrem Posten zu sein, bis zu jener Aufsichtsbehörde, die sich nach der Katastrophe nicht klar darüber war, wer denn eigentlich der verantwortliche technische Leiter, von dem das Gesetz spricht, in diesem Falle gewesen ist, haben sich jener „Schlampererei“ schuldig gemacht. Was aber damals zufällig zu einem so furchtbaren Verhängnis ward, das treibt heute noch in den mannichfachsten Beziehungen des Lebens sein Spiel, und wenn es das Gemeinwesen auch nicht immer geradezu schädigt, so ist es doch tief zu beklagen, weil es dessen vornehmste sittliche Grundlage, die eben das Pflichtgefühl ist, untergräbt. „Schlampererei“ ist es, wenn trotz der seit mehreren Jahren bestehenden Verordnung, die Hausthore seien in der innern Stadt erst um elf Uhr zu schließen, sie dennoch um zehn oder spätestens um halb elf Uhr geschlossen werden, wenn die Droschkentutscher nicht nach der polizeilich vorgeschriebenen Taxe fahren wollen, wenn die Gewerksleute eine Arbeit, die sie in acht Tagen zu liefern versprochen haben, kaum in vierzehn Tagen zu Ende bringen u. v. a. Schließlich sucht der Verfasser auch nachzuweisen, daß die so verdorbene Wiener Gemütlichkeit einen guten Teil Schuld daran trägt, wenn das gesellschaftliche Leben der Donaufstadt — im Vergleich mit großen deutschen Städten, von Paris gar nicht zu reden — wenig entwickelt ist. Hier scheint er vielleicht ein wenig zu schwarz zu sehen. Denn jene Kreise, in denen es als eine Störung der Gemütlichkeit angesehen wird, wenn man in Frack und weißer Halsbinde erscheint, werden niemals dazu berufen sein, eine Gesellschaft, einen Salon zu bilden; man wird sie auch in Berlin und Paris ebenso gut vertreten finden wie in Wien. Wenn dann der Verfasser gar meint, die Wienerin besitze bei all ihren Vorzügen nicht den Geist, der erforderlich sei, um einen „Salon“ zu bilden und zu beherrschen, so kann man darauf wohl erwiedern, daß dies richtig sein mag, wenn man unter Salon eben nur das versteht, was in Paris oder Berlin darunter verstanden wird; der Wiener Salon ist aber eben anders, und es ist sehr die Frage, ob es wünschenswert sei, daß er seine Eigenart ablege und so werde, wie jene berühmten Vorbilder. Gewiß ist, daß Fremde sich in diesem Wiener Salon — der besteht, wenn seine

Damen auch nicht ganz so geistreich und unterrichtet sein mögen wie die an der Seine und an der Spree — sehr behaglich gefühlt haben und sich noch so fühlen. Stichhaltiger ist, wenn Karlweiß sagt, die konfuse Zeiteinteilung der Wiener, die ja auch mit ihrer „Gemütlichkeit“ zusammenhängt, sei der Entwicklung eines regen Salonlebens im Wege. Weil jeder in Wien zu einer andern Zeit zu Mittag und zu Abend ißt, so giebt es keine Empfangszeit, von der mit Bestimmtheit gesagt werden kann, daß sie nicht mit der Speise-stunde einiger Gäste zusammentreffe, und so muß notwendig mit jedem Empfang, mit jeder privaten geselligen Vereinigung eine vollständige Bewirtung verbunden werden, weshalb zur Bestreitung eines auch nur bescheidenen Salons ziemlich viel Geld nötig ist, ein sehr gewichtiger Umstand, da Wien keine reiche, „vielleicht sogar eine verarmende“ Stadt ist.

An die Flugchrift von Flg und Karlweiß schließen wir Max Schwarzkopfs „Die Korruption im Kleinen“ und Müller-Guttenbrunns „Die Lektüre des Volkes“ an; beide beschränken sich zwar nicht ausgesprochenmaßen, aber doch thatsächlich auf die Besprechung österreichischer Zustände. Unter Korruption im Kleinen versteht Schwarzkopf eine gewisse Erweiterung des Gewissens im geschäftlichen Kleinverkehr und auch im gesellschaftlichen Leben, wie es bei uns zu Lande allerdings in den letzten zwei Jahrzehnten beobachtet werden konnte. In dieser kleinen Korruption sieht er den Ursprung der großen. „Vernichten wir entschieden die kleine Korruption, die große streckt dann selbst die Waffen. Gesellschaft und Staat haben diesen Kampf gemeinsam zu führen. Der Staat durch strenge Handhabung der bestehenden Strafgesetze und durch Schaffung eines Gesetzes oder mehrerer Spezialgesetze gegen den Schwindel, insbesondere gegen deren häufigste Formen — Waarenschwindel, Leistungsschwindel und Verkehrs-schwindel —, die Gesellschaft, indem sie jene Duldsamkeit ablegt, welche sie der kleinen Korruption gegenüber noch häufig bekundet.“ Ansätze hierzu sind vorhanden, was sich erst jüngst, nachdem Schwarzkopfs Schrift bereits erschienen war, bei einem Prozeß gegen eine jüdische Firma zeigte, die schlechte Sensen mit der Fabrikmarke der steirischen Eisengewerke versah, sie nach Rußland versandte und so nicht nur die Käufer betrog, sondern auch den Jahrhunderte alten Ruf der steirischen Sensen auf einem wichtigen Marktplatz untergrub.

Die Schrift Müller-Guttenbrunns endlich darf wohl als die bedeutendste der ganzen Sammlung bezeichnet werden, ja man kann auf sie ein oft mißbrauchtes Wort anwenden und ohne Uebertreibung sagen, daß diese Schrift eigentlich eine That sei. Nicht Schönheit der Form oder neue Gedanken sind es, welche ihre Bedeutung ausmachen, sondern der Gegenstand. Diesen gefunden und behandelt zu haben ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers. Es ist auch ein Gegenstand, der das Gewand der Flugchrift verlangt, es ist zu wichtig für ein Zeitungsfeuilleton. Für Deutschland ist die Schrift von der „Lektüre des Volkes“ nur noch von historischem Wert: sie handelt nämlich fast ausschließlich von der Kolportagelitteratur, welche im deutschen Reiche durch das Gesetz von 1883 ziemlich ungefährlich gemacht worden ist. Nur die ersten Blätter sind der Volkspresse gewidmet, die — in Oesterreich wenigstens — zur Verrohung der untern Klassen ungeheuer viel beiträgt, da sie es als ihre Hauptaufgabe betrachtet, Mord-, Todtschlag- und Unglücksfälle jeder Art recht aufregend zu beschreiben und wohl auch bildlich darzustellen. Müller erinnert daran, daß zu der Zeit, wo sich alle Welt mit den grauenhaften Einzelheiten des Prozesses Schenk beschäftigte, es in Wien nicht nur Zeitungen gab, die Gedichte von

Schenk veröffentlichten, einige derselben brachten sogar die Rechnung, die der Scharfrichter über die Kosten seiner Amtshandlung dem Gericht vorgelegt hatte, im Facsimile! „Bei dem hohen Interesse, das der Prozeß Schenk allenthalben findet,“ glaubten die würdigen Vertreterinnen der öffentlichen Meinung „ihren Lesern diesen außerordentlich interessanten Beitrag schuldig zu sein.“ Nicht mit Unrecht führt Müller die häufige Wiederholung von Verbrechen einer ganz bestimmten Art unmittelbar auf den Umstand zurück, daß heutzutage ein wahrer Sport mit der Weiterverbreitung aller menschlichen Schandthaten getrieben wird. Francesconi, der Briefträgermörder von 1876, schöpfte die Anregung zu seiner That aus einem Kolportageroman, aber nur die ungeheure Verbreitung und Verherrlichung, die sein Verbrechen durch die Presse fand, konnte ihm so zahlreiche Nachahmer erschaffen.

Wir übergehen, was Müller über oder vielmehr gegen den Kolportageroman selbst vorbringt, da dies, wie gesagt, außerhalb der Grenze Oesterreichs nicht mehr von „aktuellem“ Interesse ist, und wollen nur noch der Vorschläge gedenken, die er am Schlusse macht. Vom Staate verlangt er nichts als die Abschaffung des Prämienwuchers. Dann müßte, führt er weiter aus, ein Volkslitteraturverein gegründet werden, der in der Art der englischen Bibelgesellschaft wirken soll. Ein tüchtiger Kolportageverleger müßte für ihn gewonnen werden. Ihm sowohl wie dem Kolporteur würde man die höchsten Prozente gewähren, die er jemals erhalten hat. Die volkstümlichen Schriften, die fürs erste notwendig sind, sind vorhanden. Da ist z. B. Michael Kohlhaas. Diese Erzählung — so meint Müller — müßte betitelt werden: Michael Kohlhaas oder der Mordbrenner aus verletztem Rechtsgefühl, auch müßte sie nach Vornahme geringfügiger Textesänderungen in so viele Kapitel als nur möglich eingeteilt werden und jedes Kapitel seine besondere Ueberschrift bekommen. „Und in dieser Gestalt, auf Böschpapier gedruckt, das Titelblatt mit einer passenden Illustration geschmückt, vielleicht auch mit einigen Bildern im Text, müßte dieses klassische Buch gleich dem »Sträfling« in einer Million von Exemplaren um einen Spottpreis im ganzen deutschen Volke auf dem Wege der Kolportage verbreitet werden.“ Dann kämen Hauffs Lichtenstein, einige Romane von Walter Scott, Boz und Willibald Alexis, Spindler, Bichotte und Hadländer in Betracht. Aber auch Scheffels „Ettehard oder Mönch und Herzogin,“ Freytags „Soll und Haben oder Kaufmann, Wucherer und Edelmann“ wären heranzuziehen: diese Böschpapiernen Ausgaben würden ja das Geschäft ihrer Verleger in keiner Weise stören, da diese doch auf ein ganz andres Publikum angewiesen sind.

Der Gedanke Müllers ist ohne Zweifel kühn, und so mancher dürfte darin eine Entwürdigung jener hervorragender Schriftsteller sehen. Aber wir sind doch seiner Meinung: „Den Dichter entwürdigen heißt, ihn in Goldschnitt gebunden in unserm Bücherschrank verstauben lassen, und ihn ehren heißt, den geistigen Inhalt seiner Werke als edeln Samen ins Volk streuen.“

Wenn das Unternehmen „Gegen den Strom“ auch nicht mit jedem Hefte einen Erfolg zu verzeichnen hat, so verdient es schon deshalb, weil es zu Schriften wie „Das gemütliche Wien,“ „Die Korruption im Kleinen“ und „Die Lektüre des Volkes“ anregte, die Aufmerksamkeit und den Dank des großen Publikums.

a.